

Zu viel

Autor(en): **Müller, Gustav E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **38 (1948)**

Heft 3

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633147>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Zu viel



Schaff uns den ruhigen Sinn, den Einklang erhabener Weisen
 Die mit gefestetem Herz festlich das Leben erschauen —
 Gib uns den tieferen Blick, zu sondern das Wesen vom Zufall
 Unverrückt auf den Kern ewigen Grundes gewandt —
 Sei uns Gewähr für die Demut ergebenen Hoffens
 Die im Gewirr des Geschicks unerschütterlich traut —
 Schenke uns fröhlichen Mut zu weltgestaltender Arbeit
 Der nicht zurückschreckt vom Ziel, wenn er auch kämpfend erliegt —
 Oder sei unser Glück im begeisterten Aufschwung der Seele
 Der uns traumhaft erhebt über das tägliche Los . . .
 Ach, wir verlangen zu viel! Wir starren ins Leere, und schauern —
 Und wir haben schon viel, wenn wir in Liebe bestehn.

Von
 Gustav E. Müller

"Ich habe die Erlaubnis, mich hier aufzuhalten."

"Ich auch."
 Françoise ist sprachlos vor Ueberraschung.

Er erklärt: "Ich habe die Erlaubnis von Herrn Forbes, er ist der Notar des Besitzers und ebenso der meinige."

Der seinige? Ist es denn kein Fremder? Plötzlich fällt es ihr wie Schuppen von den Augen, dieser Mensch muss der neue Besitzer der Porzellanfabrik sein, der Erbe des alten Gréhaut. Sie will keine Ueberraschung zeigen, ihn überhaupt ignorieren. Da Herr Forbes ihr nun ihre schöne Einsamkeit verdorben hat mit seiner Erlaubnis, so wird sie sich nicht wehren, sondern dem Eindringling den Park überlassen.

"Fräulein, Ihre Rechte sind älter als meine, wenn nicht für uns beide genug Platz ist, so werde ich es sein, der sich zurückzieht. Ich werde nie mehr hieher kommen."

Der Hund knurrt. Françoise eilt davon. Hubert Ducreil sieht ihr nach, er ist allein, so allein wie er noch nie war.

Der Park von Palombes wartet vergeblich auf seine Herrin. Die letzten Mäiglockchen blühen und verwelken auf ihren Stengeln. Mehr noch als der Gedanke an den Eindringling quält sie die Gewissheit, dass sie ja selbst eigentlich auch nicht das Recht hat, sich im Schlosspark aufzuhalten. Sie hatte vorher nie darüber nachgedacht. Sie hasst den Mann, der sie darüber so grausam aufgeklärt hat. Zum erstenmal kommen ihr Zweifel über ihre Berufung als künftige Schlossherrin.

Als sie am nächsten Sonntag nach Bellemcombe geht, ist ihr Herz schwer. Die arme Kirche hat keinen Pfarrer mehr, seit das Schloss Palombes verlassen ist. Ein Priester kommt jeden Sonntag, um eine Messe zu lesen und eine kurze Predigt zu halten. Es ist zu früh am Morgen, als dass die Landleute schon da sein könnten.

Fräulein Diana und ihre Nichte sitzen in den herrschaftlichen Stühlen mit den Wappen der Palombères, die aus dem Zusammenbruch gerettet worden waren wie das "Grüne Haus." An diesem Maisonntag, als Françoise mit schwerem Herzen der Predigt zuhörte, waren die zwei Dutzend Andächtigen zerstreut durch die Anwesenheit des jungen Herrn aus der Porzellanfabrik. Der Platz des alten Herrn Gréhaut war so lange leer geblieben, dass die alte Martine sich das Recht genommen hatte, ihn als den ihren anzusehen. Als sie an diesem Morgen den jungen Herrn dort fand, ging sie ostentativ zurück und kniete neben den Armen hin.

Fräulein Diana beobachtete durch ihre Lorgnette diskret den neuen Fabrikherrn, während der Pfarrer auf der Kanzel das Evangelium vorlas. Françoise sass mit gerunzelter Stirne an ihrem Platz, irritiert durch die Anwesenheit dieses Fremden, der ihr nun innert acht Tagen dreimal zu Gesicht kam. Beim Verlassen der Kirche grüßte er höflich Tante und Nichte und ging dann raschen Schrittes seinem Hause zu.

"Das wird der Neffe des Herrn Gréhaut sein", bemerkte Diana. "Er macht keinen schlechten Eindruck. Wieso hat er uns gegrüßt? Er kennt uns doch gar nicht."

(Fortsetzung folgt)